Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Der Brief eines Gefangenen.

Leidensgeschichte eines K. u. K. Kadetten in Sibirien. — In Sarapul und Werchnia-Mully.

Auf Umwegen hat einer unserer Leser von seinem in russische Gefangenschaft geratenen Freunde Kadett Franz Ratschiller einen Brief aus Sibirien erhalten. Der Brief ist Anfangs März geschrieben und zeigt wie die Russen ihre Gefangenen behandeln; Kadett Ratschiller schreibt:

„Ich wurde in Galizien am 15. Juni 1915 gefangen, also zu einer Zeit, wo die russische Armee schon im vollen Rückzug war. Da ich von Infanterie gefangen wurde, war die Behandlung nicht die schlechteste, fällt man aber in die Hände der Kosaken oder Tscherkessen, so wird man direkt ausgeraubt und geprügelt, wenn nicht überhaupt einfach erschlagen. Nach der Gefangennahme mußten wir über Mikolajow, Lemberg und Brody nach Radzivilow marschieren, wo wir erst nach Kiew einwaggoniert wurden. Die Verpflegung war schlecht, da wir wohl täglich R. 1.50 bekamen, die russischen Soldaten uns aber nichts kaufen lassen wollten. Auf dem Marsche bis Lemberg

Kadett Franz Ratschiller, z. Zt. in Sibirien.

hörten wir immer Kanonendonner. Als uns die Bauern gefangen sahen, weinten sie fürchterlich. Die Russen haben ihnen alles weggenommen und Schläge als Bezahlung gegeben. Die Bevölkerung wurde gezwungen, um die Stadt Lemberg Schützengräben zu bauen. Wer nicht arbeitete, wurde mit Peitschen geschlagen. Als wir in die Stadt hineinkamen, fielen sich die Leute trotz der Peitschenhiebe der Kosaken, welche auf dem Gehsteig (side walk) sogar in Häuser und Kaufläden hineinritten, um Prügel auszuteilen, nicht abhalten, uns mit Blumen, Cigaretten, Backwerk und Süßigkeiten zu bewerfen. Es war der Bevölkerung streng verboten, mit uns zu sprechen, aber aus den Fenstern rief man uns zu: „Wo sind Sie gefangen? Wann kommt endlich die Befreiung? Kommen unsere Soldaten bald?" etc. Auf dem Marsch nach Brody sahen wir dann den russischen Train zurückfahren, welcher alles aufgepackt hatte, was man sich nur denken kann, Betten, Stühle, Tische, Uhren, Badewannen, Kleider, Teppiche etc. etc. In Brody wurde an uns Leibesvisitation vorgenommen, das heißt, man nahm uns alles weg, was einigen Wert hatte. Nächsten Tag marschierten wir, nachdem wir nur auf Brettern (ohne Decken) geschlafen hatten, nach Radzivilow, von wo ich Dir einen Brief schrieb, welcher Dich nie erreichen wird. Hier brachten wir die Nacht im Freien zu und wurden dann nach Kiew einwaggoniert. Dort erklärte der Festungskommandant, daß wir keine Offiziere seien, steckte uns zur Mannschaft und ließ uns Schalen und Feldflaschen, welche wir uns gekauft hatten, mit der Bemerkung wegnehmen, daß von nun an lauter Stationen kämen, wo wir alles vorfinden würden, was wir brauchen. Er hat damit ganz Recht gehabt; wir fanden alles — — im Kaufladen und mußten es teuer bezahlen. Von Kiew fuhren wir über Kasan nach Sarapul, von wo ich Dir einige Karten schrieb. In Kasan kamen wir wieder zu unserem Recht und wurden wieder als Offiziere behandelt. Den Herren, welche ständig dort waren, ging es aber sehr schlecht, da sie weder Geld noch Essen bekamen. Es sind Fälle vorgekommen, daß Herren vor Hunger ohnmächtig wurden. Wir fuhren glücklicherweise gleich weiter, nämlich per Schiff nach Sarapul. In S. wurden wir im ersten Stock in einem großen Zimmer ziemlich schlecht untergebracht. Es mußten ungefähr 80 Herren in diesem Raume leben. Unser Gehalt wurde uns nur mit 5—8 Tagen Verspätung ausgezahlt. Ein Gasthofbesitzer lieferte uns für R. 0.60 ein miserables Mittagessen. Russische Offiziere kümmern sich wenig oder gar nicht, und man ist fast ganz den Soldaten ausgeliefert. Freiheit hatten wir wenig. Zuerst war noch ein gemeinsamer Spaziergang unter Begleitung von Soldaten gestattet. Da Zeitung, Polizei und Bevölkerung uns feindlich gesinnt war, mußte dies bald wieder eingestellt werden, und wir hatten nur den kleinen Kasernenhof zur Verfügung, in welchen wir aber, wenn Rekrutierungen stattfanden — und dies war ziemlich oft — auch nicht gehen konnten.

Die Mannschaft wurde schlecht behandelt, wurde von den Russen geschlagen und bekam wenig zu essen. Die gesunden Leute wurden zur Arbeit gezwungen, bekamen etwas bessere Verpflegung, aber nur einige Kopeken Bezahlung. (Eisenbahnbau.) Leute, welche auf Holzarbeit in die riesigen Wälder gingen, bekamen schlechte Verpflegung und wurden so mißhandelt, daß einige starben. Mitte Oktober wurde das Lager in S. aufgelöst, und ich kam mit 22 anderen Herren nach Werchnia-Mully, einem kleinen Dorfe 9 Werst südlich von Perm. Ueber die Schiffahrt können wir uns wieder nicht beklagen. Wir durften sogar in den Salon 1. Klasse gehen, um auf dem Klavier zu spielen. Als wir nach Perm kamen, trieben auf der Kama schon Eisschollen. In der Stadt war es aber sehr kotig. Die Kosaken, welche uns nach Werchnia-Mully führten, ließen uns nicht mehr auf dem Gehsteig gehen, sondern jagten uns in den tiefsten Kot. In diesem Lager war überhaupt Kosakenwirtschaft. Nach dem Ausspruch des Kommandanten sind die Kriegsgefangenen Verbrecher und werden auch als solche behandelt. Die Mannschaft bekam wenig und schlecht zu essen und wurde mit der Nagaika (kurze Kosakenpeitsche) geschlagen. Offiziere wurden, wenn sie sich über etwas beklagten, eingesperrt und mit Erschießen bedroht. Das Geld wurde uns um 20 Tage oder noch später ausgezahlt; wir mußten froh sein, es überhaupt zu bekommen. Auch das Quartier war unter jeder Kritik. Die Zimmer waren von einem Holzgestell fast ganz ausgefüllt, auf welchem ein Strohsack neben dem anderen lag. Ich wohnte mit 17 Kameraden in einem Zimmer von 9 Meter Länge und 6 Meter Breite. Abgesehen davon, daß wir fast gar keine Lektüre hatten, war es unter diesen Verhältnissen überhaupt unmöglich, sich mit irgend etwas ernsthaft zu beschäftigen. Das Angenehmste war, wenn wir an einem schönen wärmeren Nachmittag unter Begleitung zweier Kosaken einen 1 bis 2stündigen Spaziergang unternehmen durften.

Daß unter der Mannschaft, welche unter bedeutend schlechteren Bedingungen lebt, ansteckende Krankheiten grassieren, ist selbstverständlich. In Sarapul hatten wir Cholera, in Werchnia-Mully schwarze Blattern, in Turkestan, wo mein Diener längere Zeit war, starben viele an Malaria, und hier gibt es wieder Flecktyphus. Trotz der selbstlosesten Arbeit unserer Aerzte ist gegen die Krankheiten sehr schwer anzukämpfen, da sie nicht die einfachsten Mittel und Medikamente in genügender Menge zur Verfügung haben. Oft ist nicht einmal Watte und Verbandzeug vorhanden. Daß ich über die hiesigen Verhältnisse noch nicht orientiert bin, schrieb ich Dir schon, da ich erst seit gestern hier bin. Das Wohnen ist hier etwas besser; es sind nämlich nur 3—4 Herren beisammen, allerdings in einem sehr kleinen Zimmer. Freiheit gibt es hier keine. Wir dürfen nur im Kasernenhof spazieren gehen, trotzdem eine Flucht fast ausgeschlossen ist. Es ist bis jetzt nur einem Mann gelungen, nach China zu entkommen, während andere, welche den Versuch wagten, von den Buriaten wieder gefangen genommen wurden und jetzt im Kerker in der elendsten Weise zu Grunde gehen. Kaufen können wir nur bei einem Kaufmann, welcher die Sachen in die Kaserne hereinbringt, da er aber keine Konkurrenz zu fürchten hat, mit den Lebensmittelpreisen täglich in die Höhe geht. Du weißt nun genug, und bitte Dich nur, unser Schicksal bei Euch bekannt zu machen.

Der Dank des Königs von Bulgarien.

Zar Ferdinand von Bulgarien richtete an den Oberbürgermeister Dr. Borscht folgendes Danktelegramm: „Ihre liebenswürdige Depesche mit der Mitteilung von dem Zusammensein der Vertreter der Münchener Bürgerschaft mit bulgarischen Deputierten im Rathaus habe ich erhalten. Die glänzende Aufnahme, welche die Mitglieder der Sobranje in München allseits gefunden haben, hat mich mit aufrichtiger Freude erfüllt. Empfangen Sie, Herr Oberbürgermeister, sowie die Münchener Bürgerschaft meinen wärmsten Dank für alle der Deputation gegebenen Beweise brüderlicher Freundschaft, sowie für Ihre denkwürdigen Worte, die Sie meinem Volke, meiner Armee und mir in so erhebender Weise widmeten. Auch ich hege den innigen Wunsch, daß der in treuer Waffenbrüderschaft begonnene Freundschaftsbund sich besonders mit dem schönen Bayernland immer herzlicher gestalten und dauernd bewähren möge."

* * *

Das Patenkind der 5. Armee.

„Das Patenkind der fünften Armee" lautet die eigenhändige Unterschrift des Kronprinzen auf einem Kabinettbilde, das den Kronprinzen mit seiner am 6. April 1915 geborenen Tochter darstellt. Die Patenschaft bei der Taufe der Prinzessin hat der Kronprinz wie gemeldet, der von ihm befehligten fünften Armee übertragen und eintragen lassen. Das Bild wurde am Jahrestage der Geburt der kleinen Prinzessin jedem Angehörigen der fünften Armee übermittelt. Einzelne dieser Bilder sind als Kriegsandenken von den Feldzugsteilnehmern an ihre Angehörigen in der Heimat gesandt worden.

Soldatengespräche im Osten.

„Die Russen gehen erst los, wenn sie vorher Haue gekriegt haben".

Wilhelm Hegeler schreibt vom Nordöstlichen Kriegsschauplatz, im Mai: Es war eine der vielen Kleinbahnen, die den Verkehr zwischen der Front und der Etappe herstellen. Der Zug fuhr durch einen Wald, mitten durch einen Hochwald, in dem herrliche Edel- und Rottannen standen, dann kam wieder ein Schlag Kiefern, und dazwischen wuchsen Erlen und Buchen. Mit seiner pustenden und alle Augenblicke schrill pfeifenden Lokomotive strampelte der Zug eilig daher wie ein frecher kleiner Kerl, der sich durch eine Menschenmenge drängt: rechts und links lagen die zersplitterten Stämme, die ihm hatten Platz machen müssen. Andere Bäume lehnten sich, in der Vollkraft ihres Lebens umgehauen, noch angetan mit Nadeln und goldbraunen Zapfen, von Regentropfen wie von Tränen behangen, in Ohnmacht und Schmerz gegen ihre aufrecht stehenden Genossen. Andere wieder hatte man schon fortgeschafft und auf die freien Felder gelegt, die den Wald unterbrachen, und die von schwarzen Brachwiesen schillernden Moore, einen neben dem andern, wie eine grüne Hecke, die als Schneewehr diente. In dem trauernden Wald und auf den unbestellten Feldern sprießten und blühte der Frühling. In blauen Haufen stand die Küchenschelle, und an den Weiden hingen die weichen Kätzchen.

Der Zug, den wir erwischt hatten, war ein Güterzug. Unser Waggon war zufällig mit Munition beladen, mit Granaten oder Schrapnells von recht anständigem Kaliber, Dingern, die ein Haus vom Boden bis zum Dach durchschlagen und uns jedenfalls zu einer Fliegerfahrt auf Nimmerwiedersehen hätten verhelfen können, wenn sie explodiert wären.

Wir waren unser acht. Vier davon waren Artilleristen. Mir gegenüber saß ein hypochondrischer Sachse. Er hatte die letzten heftigen Russenangriffe mitgemacht, aber statt sich zu freuen, daß er mit dem Leben davon gekommen war, ärgerte er sich über jede Kleinigkeit. Als der Zug auf einer Station längere Zeit hielt, sagte er:

„Nu laatscht mer erscht zwee Stunden von der Front bis hierher und denn kommt man in so eenen Zug. Das ist doch keene Lokomotive, das ist eene Kommode mit Asthma. Wenn das so eene Mährde ist, denn wird eenem ja der ganze Urlaub iber."

„Nu booße dir doch nich so. Freu' dir, dette zu Muttern kommst," sagte ein Berliner.

Mein Nachbar, der es sich gleich mir auf der harten Unterlage durch einen zusammengewickelten Mantel bequem gemacht hatte, mochte seinem ruhigen Wesen und seinem Aeußeren nach — er hatte ein hageres, von einem rotblonden Kriegsbart halb verdecktes Gesicht und kleine, aber äußerst intensiv blaue Augen — von der Wasserkante sein. Er rauchte einen teufelten Knaster. Doch störte mich das offengestanden weniger, als daß er von Zeit zu Zeit seine Pfeife auf der artilleristischen Unterlage ausklopfte.

„Ist das nicht ein bischen gefährlich?" fragte ich.

„Och nö, wohl kaum," erwiderte er. „Da kann wohl kaum was passieren."

„Aber da fallen schon wieder ein paar Funken hin."

„No ja, die drückt man einfach aus. So schnell brennt das Stroh nicht durch. Wenn's Sie geniert, kann ich es jo sein lassen. Aber gefährlich ist es nicht. Von gefährlichen Sachen laß ich schon von selbst die Hände weg."

„Guten Abend zusammen," rief in diesem Augenblick eine Stimme von draußen, und herein flog ein schwere Rucksack, dem mißvergnügten Sachsen gerade an den Leib. Gleich darauf schwang sich über die Wand ein Husar. Trotz seiner ziemlich abgerissenen Uniform war er ein schmucker, patenter Kerlchen. An dem Lat seiner Velvethose war auch nicht ein Knopf mehr, aber das schadete nichts, denn darunter trug er eine zweite Hose. In seiner auf einem Ohr sitzenden Mütze steckte ein Blumensträußchen.

„Na Kamrad, auch auf Urlaub?"

„Ne, mich werden sie an der Front so bald noch nicht los. Ich habe blos was zu besorgen. Morgen gehts retour."

„Wozu gehörst du denn?"

„Zur ... K. D."

„Da habt ihr auch was Schönes auszustehn gehabt."

„Dat is noch die Frage, wer mehr auszustehn hatte, wir oder die Russen. Ich glaub', die Russen."

„Ist das wahr, Kamerad, daß ihr mit der Lanze zum Sturmangriff losgeht?"

„Ach, dat war früher mal. Wat wußte am Anfang vom Krieg die Kavallerie denn vom Schützengraben? Jetzt haben wir Seitengewehre gekriegt. Aber ich dreht einfach den Karabiner um. Das halt ich noch immer für am zweckmäßigsten."

„Wie waren die Angriffe denn überhaupt?" fragte ich.

„Ach, lieber, da können Se sich keen Begriff machen, was das für een schauderhafter Meerettich war," sagte der Sachse lebhaft. „Die Schrapnells sind geflogen, nicht zu zehn, nich zu hundert, ne zu hunderttausend, wie die Heuschrecken, wie die Mücken! Was die Russen da an Eisen verpulvert haben, davon hätte man eene ganze Eisenbahnbrücke bauen können."

„Und was haben sie erreicht? 'n Dreck!" bemerkte einer der Artilleristen.

„Aber wie haben sie auch geschossen!" sagte der Führer. „Immer nur raus! Die dummen Deubels haben nicht mal aufgepaßt, ob die Dinger in Ordnung waren. Wir haben hinterher haufenweise Blindgänger fortgetragen."

„Das stimmt," sagte der von der Wasserkante.

„Nachher haben wir mit Karabinern drauf geschossen," fuhr der Husar fort.

„Glauben Sie, die Dinge wären krepiert?"

„Das ist aber 'n recht dummer Spaß," bemerkte der Artillerist.

„Wie leicht hätte euch was passieren können!"

„Uns so leicht nicht. Wir haben bei uns einen Scharfschützen. Der Bursch schießt auf fünfzig Meter durch einen Flaschenhals. Da haben wir die Dinger aufs freie Feld getragen und uns hinter einen dicken Stein gelegt. Bei manchen haben wir die Zündung heruntergeschossen und sie sind immer noch nicht krepiert."

„Wenn sie nun explodieren, wie weit streuen sie denn?" fragte ich.

„Die schweren, die 17,5, die streuen doch gut ihre 500 bis 600 Meter. Natürlich hängt das —"

„Ja, det ist so," unterbrach der Husar. „In der Nähe tun sie nix. Bei mir ist mal 'ne Granate auf zwei Meter Entfernung eingeschlagen. Ich halt' sie kommen sehen und mich gebückt. Da hat mich der Luftdruck ganz umgeworfen. Und mein Kamerad hat sie auch kommen sehen und ist ausgerissen. Dem flog der ganze Salat an den Kopf. Der arme Kerl war erledigt."

In dem leeren Waggon vor uns befanden sich unter der Bewachung eines Soldaten mehrere gefangene Russen. Als der Zug wieder hielt, wurden drei neue herangebracht: Ueberläufer, denen es gelungen war, der Feuerzone zu entschlüpfen. Man gab jedem ein Stück Brot, das sie gierig verschlangen, nachdem sie sich bekreuzigt hatten. Dann rauchten sie eine Zigarette.

„Heden Separatfrieden geschlossen," sagte der Husar. „Tät ich an Ihre Stelle auch. Denn was wissen die, wofür sie kämpfen! Arme Teufel!"

„Aber bloß keene Soldaten," sagte der Berliner.

„Ne, Soldaten sind das nicht," bekräftigte der Norddeutsche. „Die gehen erst los, wenn sie vorher Haue gekriegt haben."

Na, das ist doch wohl 'n bißchen übertrieben," sagte der Artillerist.

„Wat! Uebertrieben? Da ist nix übertrieben. Ich habe selbst welche gesehen, die waren braun und blau, solche Wichse hatten sie gekriegt. Wenn's heißt, los! Dann kommen zuerst mal die Kosaken und geben ihnen mit der Knute die nötige Aufmunterung. Und sind sie draußen, dann wird Sperrfeuer hinter sie gelegt. Von vorn schießt unsere Artillerie hinein, von hinten ihre eigene. Und sie stehen dazwischen und heben die Hände hoch. Arme Teufels!"

Es dunkelte. Die Sterne funkelten von einem frostigen klaren Himmel. Einer der Artilleristen hatte seine Mundharmonika hervorgezogen und blies inbrünstig, mit vollen Backen, alle die lustigen und traurigen Weisen, die zum täglichen Brot des Soldaten gehören. Die andern aber schwatzten beim Glimmen ihrer Pfeifen und Zigaretten noch weiter, erzählten sich von den großen und kleinen Ereignissen des Krieges, sprechen über die Leiden der Menschen und mehr noch über die der Pferde während des langen Winters. Von Patrouillengängen erzählten sie, von Handgranatenangriffen, von waghalsigen Unternehmungen und lustigen Streichen und aus allen ihren Gesprächen hatte ich den Eindruck: gewiß, sie wären glücklich, dreimal glücklich, wenn es hieße: Friede! Aber zugleich waren sie mit Leib und Seele mit dem Krieg verwachsen und verwebt und liebten dies rauhe und oft so furchtbare Handwerk, als die tapferen, stolzen Soldaten, die sie waren.

Erhöhung der Fleischportion.

Eine erfreuliche Kunde ist den Bewohnern von Dresden zuteil geworden. Die Fleischportion, die nur 125 Gramm auf den Kopf der Bevölkerung betrug, soll auf das doppelte, auf 250 Gramm erhöht werden. Auch die Zufuhr von Milch und Kartoffeln hat sich gebessert.

* * *

Ehrenmann und Französling.

Auf Veranlassung der Basler Staatsanwaltschaft wurde am 24. Mai in Genf der Präsident des Vereins der Elsaß-Lothringer in Basel, Marzolff aus Straßburg, wegen Betruges und Unterschlagung zum Nachteil dieses Vereins verhaftet. Marzolff wollte nach Frankreich flüchten, konnte aber unmittelbar vor der Abreise ergriffen werden. Marzolff, der im Besitze reichlicher Geldmittel war, hatte in Basel die Aufgabe, junge militärpflichtige Elsäßer für die französische Armee anzuwerben und ihnen französische Ausweispapiere zu verschaffen. Der „Berner Bund", der dies meldet, weist darauf hin, daß das Werbebureau nicht geduldet werden dürfe. Er stellt in Aussicht, daß die zuständigen Behörden die Angelegenheit nicht aus den Augen lassen würden.

* * *

Schicksal des Belgrader Königsschlosses.

Die „Belgrader Nachrichten" bringen folgende Kundmachung des k. u. k. Militär-Generalgouvernements: Das k. u. k. Militär-Gouvernement beabsichtigt, den neuen Konak in Verwendung zu nehmen und hierzu die in Angriff genommenen Bauarbeiten zu vollenden. Es wollen daher alle jenen Personen, die irgendwelche Ansprüche bezüglich des Unternehmens haben, ihre Forderungen bis zum 30. April d. J. inklusive beim k. u. k. Militär-Gouvernement anmelden. Jede Forderung, die nach diesem Zeitpunkte einläuft, wird abgewiesen.

Deutsche Wunderwaffen.

Ersprießliche Arbeit und erfreuliche Fortschritte waren in der letzten Sitzung der Exekutive für das Kriegshilfe-Volksfest am 3. und 4. Juli im Harmony Schützenpark, Grasmere, Staten Island, zu verzeichnen. Der Enthusiasmus für das Fest beseelt immer weitere Kreise, und brieflich, sowie mündlich, werden dem Festausschuß von allen Seiten die schönsten Anerbieten gemacht. So war in der Sitzung, die unter der Leitung des Vorsitzers Otto Schaefer im Deutschen Preß Klub abgehalten wurde, Herr Karl Woeß, der erfolgreiche Komponist der Operette „Molly-O", die am Broadway ein großer Schlager ist, persönlich anwesend, um seiner mit herzlichstem Dank angenommenen Bereitwilligkeit, beim Feste mitzuwirken, Ausdruck zu geben. Auch die Gattin des Wiener Komponisten hat sich liebenswürdigst in den Dienst der guten Sache gestellt. Frau Karl Woeß, die ebenfalls zugegen war, erbot sich, am ersten Tage, der bekanntlich der Jugend gewidmet ist, mitzuwirken und sich der Kleinen anzunehmen, denen eine Fülle heiterer Unterhaltungen und froher Spiele geboten werden soll.

Mit diesen liebenswürdigen Anerbieten kamen Schlag auf Schlag eine ganze Reihe andere. Vorsitzer J. Krause des Unterhaltungs-Ausschusses berichtete, daß sich ihm bekannte Kräfte angeboten hätten, darunter auch Inspizient Korn, der Veteran des hiesigen Deutschen Theaters. Herr H. Stange von Brooklyn teilte mit, daß ihm die Herren Schad und Seidel aus der Kirchenstadt ein 22 Fuß langes, vollständig modern ausgebautes Modell eines Zeppelin-Luftschiffes zur Verfügung gestellt hätten. Zusammen mit der „dicken Berta", die Herr Stange stellt, sowie mit dem vollständig naturgetreu nachgebildeten Unterseeboot, das die deutschen Schiffsoffiziere auf dem Festplatz errichten werden, ist damit also das glorreiche Trio der Wunderwaffen Deutschlands komplett geworden. Die heikle Musikfrage — heikel, weil der Festausschuß kein Geld für Kapellen ausgeben, sondern jeden Cent sparen will, und deshalb einen Ruf an die Musiker New Yorks erließ, sich bei J. Krause, P. O. Box 1207 unter Angabe ihres Instrumentes zwecks Bildung eines Amateur-Orchesters zu melden, wurde teilweise durch das Anerbieten des Pastors Maximilian Pinkert gelöst, der die 30 Mann starke, gründlich geschulte Musikkapelle seiner Kirche zur Verfügung stellte und auch die Damen der Nähstuben zum Deutschen Roten Kreuz als Mitarbeiterinnen anmeldete. Der Ruf an die Musiker bleibt jedoch bestehen, da noch mehr Kapellen benötigt werden. Vielleicht meldet sich noch ein Amateur-Orchester.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Festes, der Vertrieb der Eintrittskarten, wurde dadurch erledigt, daß Herr Max Kramer sich bereitwilligst zur Uebernahme der keineswegs leichten Aufgabe verpflichtete und gar noch mehr tat: Er wird auch die Unkosten für die Aussendung der Karten u. s. w. aus der eigenen Tasche bezahlen. Herr Kramer hat die Generalvertriebsstelle in seinem Bureau, McCann's Tours, Mardridge Building, No. 1328 Broadway, eingerichtet (Tel. 123 Greeley). Wer Karten vertreiben kann, ist gebeten, sich mit ihm in Verbindung zu setzen; wer Karten zugeschickt erhält, sollte sie unter seinen Freunden absetzen.

Auch die Arbeit des Wirtschafts-Ausschusses, Paul Richter, Vorsitzender, hat gute Fortschritte gemacht. Dem Ausschuß haben sich die Herren John Thiessen, H. Nolte, H. von Minden, George Zimmermann, Gus. Karges, C. Sabermann, Wm. Dahl, Emil Fleischel, Wm. Lohrmann u. a. angeschlossen, alles Fachleute, die den Wirtschaftsbetrieb kennen, die benötigten Getränke und Eßwaaren von freundlichen Gönnern zusammenbringen und ihren Verkauf übernehmen werden. Frau F. Stolte von Staten Island, die die Leitung des Damen-Wirtschafts-Ausschusses übernommen hat, ist ebenfalls mit vorbildlichem Eifer an der Arbeit und hat obendrein vom Plattdeutschen Volksfest-Verein die Versicherung eingeholt, daß die Plattdeutschen sich in voller Stärke an dem Feste beteiligen werden.

Staten Island will ebenfalls an dem Feste den denkbar größten Anteil nehmen. Die Herren Kind und Ahrens vom Deutschen Klub in Stapleton wohnten der Versammlung bei. Auf den Vorschlag, auf Staten Island einen besonderen Ausschuß zu gründen, der sich der Mobilmachung des deutschen Elementes, dem Kartenverkauf, dem Transport von Waaren und anderen lokalen Arbeiten widmen soll, gingen sie mit erfreulicher Bereitwilligkeit ein, und Hermann Kind übernahm das Amt des Vorsitzers. Dieser Ausschuß wird am Dienstag, abends 8.30 Uhr, im Deutschen Klubhause, Stapleton, eine große Versammlung abhalten, bei der kein Mitglied eines Vereins, kein Helfer eines guten Werkes fehlen sollte.

Auch die Verwaltung der „Schätze" ist jetzt geregelt. In dem Fabrikanten August Schuermann von Brooklyn hat der Ausschuß einen Schatzmeister gewonnen, wie er besser nicht zu finden ist. Herrn Schuermann hat sich Oberzahlmeister Peinert von der „Vaterland", sowie ein Stab von Zahlmeistern und Bankbeamten zur Verfügung gestellt. Diese Herren werden nicht nur die Einnahmen des Festes, sondern auch eine detaillierte Aufstellung über alle Auslagen veröffentlichen, damit die „breite Masse" sehen kann, daß nicht ein einziger Cent verschwendet wurde. Und wenn wirklich alles gut geht, dann entstehen überhaupt keine Unkosten, weil bisher meist immer Gönner gefunden wurden, die die Unkosten selbst bezahlt haben, wie Herr Kramer beim Kartenvertrieb und andere Herren bei der Uebernahme anderer Arbeiten.

Der Fest-Ausschuß hat seine Hauptaufgaben nunmehr alle der Vollendung nahe. Jetzt muß das Deutschtum und sein Freundeskreis zeigen, daß es bei einem guten Werke immer dabei ist. Beim Kriegshilfe-Volksfest wird ihm das Wohltun wirklich leicht gemacht; denn alles, was von den Leuten verlangt wird, ist, daß sie sich gut amüsieren, tüchtig essen, keinen Durst leiden und einen frohen Tag im heiteren Rahmen eines echt deutschen Sommerfestes verleben. Und keine „Chances" werden ihnen angeboten!

Nährvater Batocki.

Der Wiederaufbauer von Ostpreußen ein „kommender Mann". — Das Zutrauen der kleinen Leute.

Das „Berl. Tagebl." vom 27. Mai enthält folgenden Artikel über Adolf von Batocki, den Leiter des Kriegsernährungsamtes, aus der Feder eines Ostpreußen:

Es erregte in weiteren Kreisen Aufsehen, als Adolf v. Batocki im Oktober 1914 an die Spitze der verwüsteten Provinz Ostpreußen gestellt wurde. Die höhere Beamtenschaft in Ostpreußen wußte, daß Batocki ein „kommender Mann" war. Etwa ein Jahr vor dem Kriege hatte auf einem offiziellen Essen in Königsberg ein Geheimrat der Tischgesellschaft (noch vor dem Braten — nicht in der Groglaune) eine Wette angeboten: der nächste Oberpräsident wird v. Batocki heißen. Aufsehen erregte es aber immerhin, daß keiner aus der „Karriere" in das Oberpräsidium einzog, und daß der neue Mann von seinen eigenen Standesgenossen mit etwas hochgezogenen Augenbrauen beargwöhnt wurde.

Adolf v. Batocki wurde 1868 — er wird am 31. Juli 48 Jahre — als Sohn eines Majorats- und Kammerherrn geboren. Erziehung durch Hauslehrer, Friedrichskollegium in Königsberg, Universitäten in Bonn (Bonner Borussel), Straßburg i. E. und Königsberg, Bonner Husar, Referendar und Assessor, Reserveoffizier bei den Wrangelkürassieren, 1895 nimmt er seinen Abschied aus dem Staatsdienst, um sich ganz der Bewirtschaftung des durch den Tod seines Vaters auf ihn übergangenen 3800 Hektar großen Gutes Bledau zu widmen, und ist von 1900 bis 1907 als Landrat seines Heimatkreises, des Landkreises Königsberg, wieder Staatsbeamter. In diese seine Amtszeit fällt die Einverleibung der zum Landkreise gehörigen Vororte in die Stadt Königsberg. Dann nimmt er wieder seinen Abschied, kann aber der öffentlichen Arbeit nicht entsagen. Er widmet seine Zeit den Aufgaben der Selbstverwaltung, bekleidet mehrere solcher Aemter und interessiert sich für das soziale und politische (stramm konservativ!) Vereinsleben, wird ins Herrenhaus berufen und ist Vorsitzender der ostpreußischen Landwirtschaftskammer, die unter seiner Leitung mustergültig ausgebaut wird.

In dieser Zeit fängt Batocki an, sozialpolitisch zu schriftstellern. Zunächst beschäftigen ihn nur steuertechnische Fragen, die in dem steuergeplagten Ostpreußen brennend sind. Er schreibt „Gegen die Ueberspannung der Kommunalabgaben" und sogar sehr deutlich: „Läßt man die Dinge gehen wie sie gehen, so wird Preußen in einem Menschenalter neben einer Anzahl reicher und überdörfterter Distrikte Landesteile aufweisen, die dünn bevölkert, rückständig an ihren wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen, arm an Kapital und Unternehmungslust, sich als kranke und den Gesamtorganismus schädigende Glieder am Staatskörper darstellen." Und darauf eine Abhandlung über den „Ausgleich der Kommunalabgaben". (Man erzählt der Kaiser sei zuerst durch diese Schriften auf ihn aufmerksam geworden.) Aber bald sagte man ihm bodenreformerische Ideen" nach, er wolle kolonisieren und Eigenheime bauen. Er sehe das Heil des Staates in der Erziehung des kleinen Mannes zur wirtschaftlichen Selbständigkeit. Wo es ihm notwendig erscheint, seine Ansichten in die breitere Oeffentlichkeit zu bringen, wird er „Zeitungsschreiber", und die Königsberger Blätter bringen seine Aufsätze gern an leitender Stelle. Den Bedürfnissen von Handel und Industrie bekundet er ebenfalls lebhaftes Interesse.

So vorbereitet, kam v. Batocki, gerade als er an die Front gehen sollte, auf den Oberpräsidentensessel. Es war zunächst ein höchst unbequemer Platz. Die Provinz verwüstet, ein Teil der Verwaltung in alle Winde verstreut. Von Bittenden und Notleidenden bestürmt, von Helfern, die alle ihre guten Ratschläge an den Mann bringen wollten, umschmeichelt, nahm er mit fester Hand die Herkulesarbeit der Wiederherstellung der Ordnung und die Vorarbeiten zum Wiederaufbau in Angriff. Wichtig war, daß er von Anfang an des Kaisers unbedingtes Vertrauen besaß und Hindenburgs, dessen Hauptquartier monatelang in Ostpreußen lag.

Was er an Organisation bis jetzt in Ostpreußen geleistet hat, ist vorbildlich. Der Wiederaufbau geht gut vonstatten, das wirtschaftliche Leben ist in Fluß. Zwar sind die von ihm geschaffenen „Bauberatungsämter" gelegentlich „Baubehinderungsämter" genannt worden von solchen, denen der Wiederaufbau noch nicht schnell genug geht, oder die erhoffte große Baugewinne haben zu Wasser gehen sehen. Aber solange die Geschädigten in Ostpreußen auf keinem Rechtsanspruch fußen können, und nur mit den knappen Mitteln der Vorentschädigung rechnen können, so lange ist eine vollständige Erreichung der weitgesteckten Ziele schlechterdings nicht möglich. Hoffen wir deshalb, daß der Reichstag, der die Entschädigungsvorlage zu verabschieden hat, schnelle Arbeit leistet.

Daß Batocki in Ostpreußen sehr volkstümlich ist, beweist das Vertrauen, das die Angehörigen aller Stände ihm entgegenbringen. „Ach wat, ök fahr to Batocki direkt noa Königsberg", heißt es, wenn der Geschädigte sich nicht zufriedengestellt glaubt. Der Oberpräsident fühlt den Ostpreußen gegenüber ganz als Landsmann. Er ist für jeden zu sprechen. Als er am 16. März v. J. im Abgeordnetenhause in Berlin seinen Vortrag über Ostpreußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hielt, verteidigte er die Ostpreußen gegen das Gerede von Verrat und Spionage und trat nachdrücklich für die Flüchtlinge ein. Tags darauf war er in der Versammlung der Flüchtlinge in der Neuen Philharmonie, und seine Ansprache an dieselben begann er mit der Anrede: „Meine lieben Landsleute." Damals schloß ich als Vorsitzender dieser Versammlung meine Begrüßung an den Oberpräsidenten: „Wir danken es Sr. Majestät unserem König doppelt, daß er zu dem in unserer Heimat jetzt wichtigen Amt einen Ostpreußen, einen Landsmann auserwählt hat, dem wir von Herzen wünschen, daß er einst Ostpreußens Erneuerer heißen möge. Ich darf im Namen der Versammlung Ew. Exzellenz die Hand reichen, um zu bekräftigen, daß hinter meinen Worten die Meinung dieser großen Flüchtlingsversammlung steht!"

Die Ostpreußen würden es gern sehen, wenn Batocki Oberpräsident bleiben könnte. Sie sind aber stolz darauf, daß einer aus dem Osten zu großen Aufgaben berufen wurde.

Eine schwedische Stimme über Belgien.

Die schwedische Zeitschrift „Svensk Lösen" bringt einen vortrefflichen Aufsatz über „Die einheitliche Neutralität", aus dem wir Folgendes wiedergeben: Daß die Enthusiasten für Belgien im Allgemeinen so gut wie nichts über die wirklichen Beziehungen Belgiens zu Frankreich und Deutschland vor dem Krieg wissen, braucht kaum angedeutet zu werden. Kein Sachverständiger rechnete mit etwas anderem, als mit der Teilnahme Belgiens am Krieg auf der Seite Frankreichs und Englands. In den militärischen Fachzeitschriften ging man ganz ruhig von dieser Voraussetzung aus. Nimmt man außerdem eine Broschüre, wie die des französischen Sozialisten Francis Delaisi, (Der kommende Krieg) zur Hand, die im Jahre 1911 erschienen und eine Menge charakteristischer Tatsachen des Weltkrieges, wie z. B. Englands Blockade und Aushungerungsversuch gegen Deutschland, voraussagt, so wird man finden, daß es der Verfasser keine Sekunde lang außer Zweifel läßt, daß die Kämpfe auf belgischem Boden stattfinden würden.

Man vergleiche hiermit Frederik Massons „Um St. Helena": Im Jahre 1911 schreibt dieser Schriftsteller, daß er während des ganzen Juli versucht habe, einen Artikel abdrucken zu lassen, in dem die liberale englische Regierung geschmäht wird, daß aber alle Zeitungsredaktionen ihn mit der Erklärung abwiesen, daß man nichts Böses über die englischen Minister sagen wolle, „denn am dritten Mobilmachungstage werde General French mit 100,000 Mann in Belgien stehen." Kein einziges Wort davon, daß General French erst landen werde, falls Deutschland die Neutralität Belgiens kränke. Es verhielt sich einfach so, daß Belgien schon seit langem der Gegenstand einer systematischen und erfolgreichen Bearbeitung von französischer Seite war, um seine spezifisch belgische Neutralität auszurotten und daß diese Bestrebungen von großen Gruppen belgischer Politiker und Bürger unterstützt wurden. In moralischer und psychologischer Hinsicht hatte Belgien schon seine Selbständigkeit verloren, es war auf dem besten Wege annektiert zu werden. Dieser Prozeß war so weit vorgeschritten, daß Belgien faktisch auch seine politische Bewegungsfreiheit verloren hatte: se